



DORIS LOTT (HRSG.)

HOPFENDUFT
UND BUTTERBREZEL
KARLSRUHER KINDER ERZÄHLEN

LINDEMANN'S BIBLIOTHEK



*Meinen Kindern, Sibylle und Daniel,
und meinen vier Enkelkindern gewidmet.*

Doris Lott, 1940 in Karlsruhe geboren, studierte Deutsch und Französisch und lebte zwei Jahre in Frankreich. Neben ihrer Tätigkeit als Lehrerin an einer Realschule arbeitet sie seit vielen Jahren als freie Journalistin und schrieb zahlreiche Beiträge und Feuilletons für den Rundfunk. So entstand auch ihr Frankreichbuch „Mein blau-weiß-rotes Herz“, welches über ihre Begegnungen mit Franzosen berichtet. Bekannt wurde sie auch als Herausgeberin von mehreren Karlsruhe-Büchern wie den beiden Bänden „Vom Glück in Karlsruhe zu leben“, durch ihr Kinderbuch „Anton, der Eisbär“ sowie durch die „Karlsruher Brunnengeschichten“.

Doris Lott (Hrsg.)

Hopfenduft und Butterbrezel

Karlsruher Kinder erzählen

Lindemanns  Bibliothek



Dieser Band herausgegeben von Doris Lott

Fotonachweis: alle Fotos privat,
außer: Doris Schmidts S. 187: MGC – R. Schmidt; Doris Lott S. 119:
Roland Fränkle, Bildstelle der Stadt, Umschlagrückseite: jodo
Das Titelfoto zeigt Joachim Wohlfeil und seine Schwester.

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation
in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische
Daten sind im Internet über <http://dnb.dnb.de> abrufbar.

Alle Rechte vorbehalten. Nachdruck, auch auszugsweise,
ohne Genehmigung des Verlages nicht gestattet.

Lindemanns Bibliothek
Literatur und Kunst im Info Verlag
herausgegeben von Thomas Lindemann
Band 174

Mitarbeit: Kurt Fay

© 4. Auflage 2017 · Info Verlag GmbH
www.infoverlag.de
ISBN 978-3-88190-973-0

INHALT

DORIS LOTT	
So wunderbar ist das Leben gemischt	9
MARKUS BROCK	
All you need is love	13
WOLFRAM FLEISCHHAUER	
Barfuß durch den Sommer	19
KLAUS FRANK	
Der Sohn des Widerstandskämpfers	29
HELMUT FRICKER	
Ein Leben wie im Roman	37
SONNY FUCHS	
Klavierspiel, Kakao und Schweinsohrle.....	43
HILDEGARD GERECKE	
Ein glühender Kennedy-Fan	49
ECKHARDT GILLEN	
Traumverhangen – Kindheit im Karlsruher Westen	55
REGINA HALMICH	
„Nachsetzen, nachsetzen, nachsetzen“	63
GERLINDE HÄMMERLE	
Weihnachten werde ich bei euch sein.....	71
ANDREAS HIRSCH	
Am Anfang war „Motigutsch“	77

FRIEDRICH GEORG HOEPFNER Es begann am Scheffelplatz.....	83
VOLKER KAMINSKI Hauptpreis.....	93
WALTRAUD KIRCHGESSNER Annas Tochter	101
KURT KRAMER Architektur, Gesang und Glockengeläut.....	111
DORIS LOTT Eine Kindheit nach dem Krieg.....	119
DIETRICH MAIER Die drei Maiers aus der Bahnhofstraße.....	127
KURT MÜLLER-GRAF Theater, da gehöre ich hin!	133
JOACHIM NAGEL Mamas Liebling.....	139
GÜNTHER NONNENMACHER Hopfenduft und „Löchle-Spiel“	145
BRINNA OTTO „Wer vor dir steht, ist ernst zu nehmen“	153
MONIKA RIHM Koordinaten einer Kindheit: Ein – trotz allem – assoziativer Selbstversuch	163
JUDITH RIMMELSPACHER Waldsträßler	171

THOMAS RÜBENACKER	
„Supptropen“	181
DORIS SCHMIDTS	
„Ich fand mich nie besonders hübsch“	187
ROMY SCHURHAMMER	
Wie Romys kurvenreicher Lebensweg begann – Von Karlsruhe nach Kapstadt und zurück.....	193
GERHARD SEILER	
Rappenwört.....	199
SONTRAUD SPEIDEL	
Ein Leben für die Musik.....	205
BERND UHL	
Kirche, Musik und Fußball	211
INGO WELLENREUTHER	
Ein Bahnhofskind.....	219
VERA-MARIA WIELAND	
GEB. FREIIN VON REISCHACH- SCHEFFEL	
Kindheit in Scheffels Garten	225
JOACHIM WOHLFEIL	
Süße Schnitte oder salzige Brezel?	231
Die Autoren.....	237
Danke	248

Doris Lott

SO WUNDERBAR IST DAS LEBEN GEMISCHT

„So wunderbar ist das Leben gemischt“ heißt es in einer Verszeile von Goethe über den Leben spendenden Atem. Wie oft fallen mir diese Worte ein, wenn ich in meiner Stadt ganz unterschiedlichen Menschen begegne. „Alles wirkliche Leben ist Begegnung“ hat Martin Buber gesagt, und das vorliegende Buch mit über 30 „Karlsruher Kindern“, die sich heute als Erwachsene an ihre Kinder- und Jugendzeit erinnern, legt dafür Zeugnis ab.

In mehreren Karlsruhe-Büchern habe ich die unterschiedlichsten Menschen beschrieben und geschildert, wie sie mich geprägt und beeindruckt haben, aber das war nur ein Mosaiksteinchen im Kosmos meiner Heimatstadt.

Das vorliegende Buch ist viel breiter gefächert, weil nicht ich diese Menschen beschreibe, sondern weil die Karlsruher Persönlichkeiten selbst in der Ich-Form berichten, wie ihre Heimatstadt sie geprägt hat und welche Erinnerungen in ihnen beim Thema „Kindheit in Karlsruhe“ lebendig werden. Hopfenduft und Butterbrezel, der Spaziergang am Sonntagnachmittag mit den Großeltern im Schlossgarten oder der Tag, an dem der Vater aus russischer Kriegsgefangenschaft zurückkehrte und die Kinder Mühe hatten, sich an den „fremden Mann“ zu gewöhnen.

Einige dieser Geschichten habe ich im persönlichen Gespräch aufgezeichnet, andere wurden mir von den Autoren zugeschickt. Der Bürgermeister, der Bischof, der Banker, die

Boxweltmeisterin, die Polizeipräsidentin und die Wirtin von der „Alpeschell“ in der Südstadt, sie gehören zum „wirklichen Leben“ meiner Heimatstadt. Und wenn ich in einer schönen Sommernacht den Duft der Lindenallee in der Bahnhofstraße einatme und das exotische Schreien der Pfauen und Seehunde aus dem Stadtgarten herübertönt, dann fühle ich dieses Glück, in Karlsruhe zu leben.

Dankbar bin ich allen, die mir bei meinem Buch geholfen haben. Vor allem meiner Freundin Barbara Harthill, ohne deren Sachverstand und technische Koordination es nicht möglich gewesen wäre, dieses Buch rechtzeitig vorzulegen. Ihrer Vermittlung verdanke ich auch die Begegnung mit Sonny Fuchs, die mit ihrer Karlsruher Familie nach Neuseeland ins Exil gehen musste, und dem Deutsch-Amerikaner Helmut Fricker.

Irene Schneider hat gemeinsam mit mir kritisch die Texte begutachtet und Ute Morasch und Kurt Fay haben unverzagt und kompetent Korrektur gelesen. Mein Dank gilt insbesondere auch dem Journalisten Josef Werner, der mich zu diesem Buch ermutigt hat. Constanze und Thomas Lindemann waren von Anfang offen für mein Projekt und haben das Buch durch ihre Beratung und ihr Know-how auf den Weg gebracht.

Karlsruhe, im Herbst 2012

DIE „KINDER“



ALL YOU NEED IS LOVE

Markus Brock

In meinem vierten Lebensjahr zogen wir nach Rüppurr. Kaum waren wir hier, trennten sich meine Eltern. Als ich 14 war, starb meine Mutter an einem Gehirntumor, und so kommt es, dass ich meine Kindheitserinnerungen mit niemanden mehr teilen kann, vor allem nicht die Erinnerung an die Jahre vor ihrem Tod. Mein Vater kam dann mit meiner Stiefmutter zu mir nach Karlsruhe, damit ich nicht aus meiner gewohnten Umgebung gerissen wurde. Ich bin ihnen dafür sehr dankbar. Aber meine Kindheit war mit dem Tod meiner Mutter eigentlich vorbei – weshalb ich von den Jahren davor erzählen will.

Zuerst wohnten wir in der Frauenalber und später in der Spessarter Straße, wo ich – auch als Scheidungskind – eine glückliche Kindheit verbrachte. Meine Mutter war immer für mich da, gab mir unendlich viel Liebe. Ein Urvertrauen, von dem ich heute noch zehre. Aber auch mein Vater besuchte mich regelmäßig von München aus, wo er inzwischen wohnte.

Hier in Karlsruhe begegnete ich aber auch anderen Menschen, die mir so liebevoll entgegenkamen, dass ich sie bis heute nicht vergessen habe. Schwester Ursula zum Beispiel vom katholischen



Markus Brock
Fernsehmoderator

Kindergarten – Schwester Ursula mit ihren roten Haaren. Dass ich evangelisch war, spielte für die Schwestern keine Rolle. Oder meine Grundschullehrerin, Frau Wentz, die meine ersten Jahre in der Riedschule begleitete. Als ich sie nach Jahren einmal in der Stadt traf, umarmte sie mich so herzlich wie früher, und ich wunderte mich, wie klein sie war.

Bilder fallen mir ein. Ich sehe mich noch als kleinen Jungen mit Gummistiefeln und abwaschbaren Klamotten durch die Alb waten, über schlammige Äcker springen, im Wald bei den sieben Hügeln in der Nähe der Aussiedlerhöfe toben, spielen, Hütten bauen und natürlich mit meinen Freunden auf dem Spielplatz. Da haben wir uns eigentlich jeden Tag getroffen. Haben Tischtennis, Fußball, Hockey oder „Räuber und Gendarm“ gespielt. Das war meine Welt, und sobald ich nach Schulschluss gegessen und meine Hausaufgaben gemacht hatte, zog es mich nach draußen, bis es dunkel wurde. Bei Wind und Wetter waren wir im Freien und wenn ich heim kam, war meine Mutter da, setzte mich in die Badenwanne und machte Abendbrot. Genau so war's. Auch wenn ich mal nicht völlig verdeckt war!

Sie wollte keinen neuen Partner, und so sprach sie mit mir über alles, was sie bewegte und was in der Welt vor sich ging. So begann auch ich schon früh, mich für alles, was so passierte, zu interessieren.

Am Wochenende hatten wir beide unser festes Ritual. Jeden Samstag gingen wir zusammen in die Stadt. Und jedes Mal ging es zum Spielwarengeschäft Döring. Denn dort gab es alles für meine hölzerne Wildwest-Stadt. Jedes Mal durfte ich mir dann eine neue Cowboy- oder Indianerfigur aussuchen. Nicht mal eine Mark hat das damals gekostet. Dann wurden gemeinsam andere Besorgungen erledigt. Oft auch Kleidung für sie oder mich. Ich bei „Hergard“, meine Mutter in der schicken „Rodier“-Boutique. Vielleicht gehe ich deshalb heute noch – ganz untypisch für Männer – gerne mit meiner Toch-

ter Kleider kaufen. Anschließend ging's dann in die Pizzeria „Como Lario“ in der Kaiserstraße. Der Besitzer der Pizzeria war ein sehr netter Spanier. Einmal schenkte er mir eine Gourde, eine spanische Trinkflasche aus Leder. Meine Mutter bestellte sich immer eine Pizza oder Pasta mit einem kleinen Glas Rotwein, für mich gab es Pizza und Cola oder Fanta. Dann steckte ich eine Mark in die Musikbox und drückte drei Beatles-Songs. Vor allem ihr Lieblingslied: All you need is love, love, love is all you need ...

Auch heute noch brauche ich Rituale, sicher auch, weil mein Berufsleben so unstat ist. Schon als Kind war ich ein eifriger Freibadbesucher, und noch immer liebe ich das Rüppurrer Freibad, wo ich im Sommer drei- bis viermal die Woche meine dreißig oder vierzig Bahnen ziehe. Vor kurzem habe ich das Rheinhafenbad entdeckt, das sehr lange geöffnet ist, und kann nun meine Saison verlängern. Ich brauche den Sport, um meinen Kopf freizukriegen. „Bei uns tobt ein Bürgerkrieg im Kopf“, hat neulich ein Hirnforscher gesagt und mir geht das wirklich oft so.

Wenn ich im Oberwald in Rüppurr losjogge, dann klärt sich all das angehäuften Wissen, das ich tagsüber in meinen Kopf stopfe und dann in meinen Sendungen „ausspucke“. Es ist so wichtig für mich, meinen Kopf freizukriegen. Nicht denken: loslaufen, schwimmen, Rad fahren.

Mit 18, die Pubertät mit all ihren Problemen lag hinter mir, durfte ich meine Zukunft selbstständig in die Hand nehmen. Ich bereitete mich auf mein Abitur vor. Ich bin meinem Vater sehr dankbar, dass er großes Vertrauen in meine Selbstständigkeit gesetzt hat. Aber auch sonst habe ich immer Menschen getroffen, die mich liebevoll aufgenommen haben. Die Eltern meiner ersten Freundin aus der Eisenlohrstraße, die Familie meiner späteren Freundin, meine Lehrer und Lehrerinnen.

Es war eben nicht selbstverständlich, dass zum Beispiel mein Religionslehrer, Herr Hirth, obwohl wir ganz andere

Ansichten über Gott und die Welt hatten, stundenlang mit mir diskutierte, oder Pfarrer Herion, der mich konfirmierte, mir so viel Toleranz entgegenbrachte. Ihnen verdanke ich es, dass ich auf dem Boden der christlichen Werte stehe.

Aber zurück zu meiner Kindheit. Ich war ein guter Schüler, abgesehen von Mathe, Physik und Chemie, wo ich eine richtige Pflaume war. Meine Grundschullehrerin wollte, dass ich mich für das Bismarck-Gymnasium entscheide, aber da war nichts zu machen. Ich wollte in meinem Rüppurr und bei meinen Freunden bleiben. Deshalb ging ich ins Max-Planck-Gymnasium, das heute auch meine Tochter besucht. Mein Lieblingslehrer, Paul Stephany, unterrichtet dort immer noch Politik, die ich am Ende als Leistungskurs gewählt hatte. Auch meine Deutsch- und Geschichtslehrerin Birgit Voigt ist noch da. Beide mag ich noch genauso wie damals.

Ich habe mich immer gerne in der Schule engagiert, war jüngstes Redaktionsmitglied der Schülerzeitung „Granate“, Klassensprecher oder in der SMV.

An unserer Schule herrschte eine sehr liberale, lockere Atmosphäre – dank Direktor Erwin Baurmann. Ich mochte dieses Gymnasium mit seinem guten Geist, das auch Problemkinder aufnahm, die von anderen Schulen geflogen waren und die hier noch eine Chance bekamen. Und ich mag es auch heute noch, als Vater einer Tochter, die dort nun ihren Weg machen darf.

Paul, mein Politiklehrer, mit dem ich heute noch gerne schwatze (s. o.!), sagte mal zu mir: „Das wusste ich, dass Du nie einen normalen Beruf haben wirst!“ Stimmt, ich wollte immer Musiker werden – oder eben Journalist. Weil ich gerne auf der Bühne stehe, macht mir das auch heute noch großen Spaß: als Fernseh-Moderator beim SWR.

Schon als Schüler spielte ich in verschiedenen Bands, „Pan Tau“ und „Inquest“ waren recht bekannt. Ich machte Jazz, Rock und Pop, spielte Bass und sang, aber ein großer Solo-

sänger war ich nie. Ich bin ein ausgesprochener Individualist, aber gleichzeitig auch ein begeisterter Team-Worker, noch ein Grund, warum mir Fernsehen so viel Freude macht.

Nach dem Abitur habe ich Wirtschaftswissenschaften studiert. Drei Wochen lang. Denn es war einfach viel zu viel Mathematik, die ja nie mein Ding war. Also habe ich umgesattelt auf Soziologie und Politische Wissenschaft.

Heute lebe ich mit meiner Familie immer noch in Rüppurr und fühle mich in Karlsruhe sehr wohl.

Schon meine erste Erfahrung mit der Stadt war positiv. In der Zeit davor wohnten wir im Ruhrgebiet, das damals wirklich noch der berühmte Kohlenpott war. Ich hatte einen üblen Pseudo-Krupp-Husten. Als wir, ich war damals vier Jahre alt, nach Karlsruhe zogen, war dieser Husten nach nur drei Wochen verschwunden. Für immer. Und ich bin heilfroh, dass ich in der wärmsten Stadt Deutschlands lebe. Schade nur, dass der Sommer hier nicht 365 Tage dauert!

Auch wenn die Stadt momentan so viele Baustellen hat: Ich stehe voll hinter der Kombilösung, die uns endlich eine richtige Fußgängerzone bescheren wird. Bis dahin bleibt mir immer noch mein Fahrrad, da umfahre ich einfach jede Baustelle.



BARFUSS DURCH DEN SOMMER

Wolfram Fleischbauer

Ich bin in einer Stadt aufgewachsen, aber die frühesten Erinnerungen haben alle mit der Natur zu tun, vor allem mit dem Wald. Wir wohnten in der Oststadt, im Klosterweg. Wenn ich aus dem Fenster schaute, war alles grün. Um das Haus herum gab es überall noch Gärten und Wiesen, gegenüber lockte der immense Hardtwald, in den sich noch keine Universitätsgebäude, Stahlbetoninstitute und Parkplätze hineingefressen hatten.

Wahrscheinlich bilde ich es mir nur ein, aber ich meine, ich ging den ganzen Sommer über barfuß. Ich weiß noch, dass ich im Frühling jeden Morgen nach dem Aufstehen auf den Balkon stürzte um zu schauen, ob das Thermometer schon 15 Grad anzeigte – denn nur dann bekam ich die Erlaubnis, in kurzen Hosen zur Schule zu gehen. Nachmittags war ich so viel wie möglich draußen, auf dem Singer-Gelände, wo heute das Fraunhofer Institut steht, oder im Wald gegenüber.

Wir lebten zu fünft in einer Dreizimmerwohnung. Zwar kamen eine eigene und später auch noch eine angemietete Mansarde hinzu, in die man ausweichen konnte, aber eng war es trotzdem.



Wolfram Fleischbauer
Bestsellerautor

Mein Vater war Beamter beim Hochbauamt, meine Mutter tat, was man heute wohl als *Multitasking* bezeichnen würde: Haushalt, Kinder und wechselnde Nebenjobs. Besonders gut erinnere ich mich an Tupperparties, zu denen ich oft mitgenommen wurde. „Die schöne Müllerin“ und „Das doppelte Lottchen“ waren fester Bestandteil meines Kindervokabulars. Am interessantesten war allerdings das Chaos, das im Wohnzimmer beim Umpacken der Bestellungen entstand. Meinem jüngeren Bruder und mir ging es dabei vor allem darum, leere Kartons für den Hüttenbau im Kinderzimmer abzustauben. Meine ältere Schwester war über dieses Stadium damals schon hinaus.

Ich bin zwar evangelisch getauft, da jedoch mein bester Freund katholisch war und der nächstgelegene Kindergarten auch, besuchte ich den Kindergarten der Bernhardus-Gemeinde. Vor ein paar Jahren habe ich alte Kinderzeichnungen aus dieser Zeit wiedergefunden, die Hochzeit zu Kanaan, von der ich offenbar damals keine rechte Vorstellung hatte. Eine Braut ist jedenfalls nirgendwo zu sehen, und was der nach offizieller Überlieferung Dauer-Single Jesus auf dieser Hochzeit verloren hatte, geht aus der Zeichnung auch nicht hervor. Haben Kinder vielleicht ein Gespür für Ungereimtheiten in Geschichten? Als ich Jahre später herausfand, dass die ganze Kanaan-Episode gefälscht ist (tatsächlich *hat* Jesus dort geheiratet), fiel mir jedenfalls die Zeichnung wieder ein.

Es fällt mir heute schwer, es zu glauben, aber soweit ich mich erinnern kann, ging ich die nicht unbeträchtliche Strecke zum Kindergarten schon als Fünfjähriger alleine. Und auch der Weg zur Tulla-Grundschule, die ich ab 1967 besuchte, fand nach einer kurzen Eingewöhnungszeit ohne Begleitung von Erwachsenen statt. Heute unvorstellbar, durchquerte ich dabei mit anderen ABC-Schützen das Gelände um den Hauptfriedhof und kreuzte Straßen, auf denen auch damals schon Autos und Straßenbahnen fuhren. Mein eigener Sohn ist heute

acht Jahre alt und ich könnte mir nicht vorstellen, den verträumten Drittklässler an einem Novembermorgen auf einen solchen Weg zu schicken. Ist die Welt so viel gefährlicher geworden? Oder wir Erwachsene so viel ängstlicher? Immerhin – und das werde ich nie vergessen – wurde eine meiner Mitschülerinnen damals auf dem Schulweg totgefahren. Sie hieß Romei Stiefel. Ich kann mich noch gut an sie erinnern: Blond, mit einem fahrigem Blick aus blauen Augen und immer Resten von Schokoladenkeksen um den Mund.

Ich verliebte mich auf Anhieb in meine Lehrerin. Sie hieß Frau Schärf und hatte lange, schwarze Haare. Ich wollte ihr gleich am zweiten Schultag Blumen schenken, was meine Mutter allerdings zu verhindern wusste.

Ab der zweiten Klasse unterrichtete mich die strenge Frau Holler. Der Anklang an die Märchenfigur ist durchaus treffend. Sie steckte mich schon bald – wohl nicht ganz zu Unrecht – in die Kategorie Pechmarie (Spätentwickler, eher faul und ein wenig aufmüpfig). Meine Schulkarriere bis zur zehnten Klasse war ab da mehr oder weniger vorgezeichnet.

Dass ich es auf das Gymnasium schaffte und bis zur zehnten Klasse durchhielt, verdanke ich vor allem dem Engagement meiner Eltern. Ausbildung hatte bei uns einen sehr hohen Stellenwert, was sicher auch daran lag, dass meine Eltern diesbezüglich kriegsbedingt kein großes Glück gehabt hatten. Meine Mutter stammte aus einer Künstlerfamilie mit stark bohèmehaften Zügen, mein Vater war der Sohn eines Berufssoldaten. Sowohl der Künstler als der Soldat sind ja eigentlich lebensuntüchtig, weshalb sie sich in die Illusion von der absoluten Freiheit oder die Schimäre einer absoluten Ordnung flüchten. Ich spüre diesen Widerspruch oft in mir, das Leichte, Oberflächliche, Künstlerische und das Starre, Sicherheitsorientierte, Perfektionistische. Manchmal muss ich lachen, wenn ich mir anschau, was aus dieser Mischung geworden ist: ein EU-Beamter, der Romane schreibt.

An meine Gymnasialzeit denke ich nicht gern zurück. Sicher lag es nicht nur an der Schule, dass ich mich so schwer tat, aber das Kant-Gymnasium, welches ich ab 1971 besuchte, hat schulpädagogisch sicher nicht Stadtgeschichte geschrieben. Wer dort mitkam, kam mit, wer nicht, musste eben sehen, wo er blieb. Mir wurde sehr rasch nahe gelegt, doch lieber auf die Realschule oder Hauptschule zu wechseln und so schnell wie möglich irgendeine Lehre zu machen. Mein Lateinlehrer schlug ernsthaft eine Fleischerlehre vor, da ich ja schon den Namen hatte. Mit Nachhilfe schaffte ich zwar immer wieder die Versetzung, aber in der Quarta resignierte ich und schlug nach einem Hagel von Vierern und Fünfern im ersten Schulhalbjahr selbst vor, eine Ehrenrunde zu drehen. Sogar in meinen Lieblingsfächern Deutsch und Englisch häuften sich die Misserfolge. Unter einem Aufsatz über ein Gewittererlebnis, bei dem ich mich sprachlich wirklich ins Zeug gelegt hatte, stand nur: Völlig unrealistisch. Vier minus.

Sitzenbleiben war die schlimmste Erfahrung meiner Jugend. Die Trennung von der alten Klassengemeinschaft, in der ich mich sehr wohl gefühlt hatte, machte mir enorm zu schaffen. Nach Weihnachten plötzlich in eine mir völlig fremde Klasse zu gehen und die gewohnten Schulfreunde nicht mehr um mich zu haben, war entsetzlich. Ich fühlte mich frustriert und gedemütigt und sah wenig Veranlassung, meine Einstellung zur Schule oder mein Verhalten zu ändern. Ich verlor meine Freunde, ein Schuljahr, und meine Leistungen blieben gleich schlecht.

Ausgleich von der verhassten Schule fand ich vor allem beim Sport und in Jugendorganisationen. Da war vor allem die *Jungschar*, eine Jugendgruppe der Lutherkirche, die von zwei jungen Männern namens Frank und Harald in den Kindergartenräumen in der Werthmannstraße geleitet wurde. Vor allem Frank hatte es mir damals angetan. Er sah aus wie Che Guevara, rauchte Gitanes oder Gauloises und hatte Antwor-

ten auf jedes Weltproblem, von Vietnam bis zu Martin Luther King. Wir sangen, spielten, diskutierten über Verhütung und ob es einen Gott gibt, fuhren ins Zeltlager, ich schrieb meine ersten Lieder zur Gitarre und natürlich gab es regelmäßig Steh-Blues-Partys, um Geist und Sinnlichkeit gleichermaßen zu entwickeln. Das war eine tolle Gemeinschaft, und mit Uschi, meiner ersten großen Liebe von damals (zwei Köpfe größer als ich, was aber nicht störte), habe ich heute noch Kontakt.

Fast noch wichtiger als die Jungschar war der Sport. Ich war ein ganz guter Fußballspieler und nicht selten spielentscheidend als Kreisläufer in der Jugendhandballmannschaft des MTV. Zwar ist es uns nie gelungen, Beiertheim oder Rintheim zu schlagen, aber wir schafften es doch mehrmals in die Nähe der Kreismeisterschaft. Dann wurde ich Rettungsschwimmer. Ich trat in die DLRG ein und trainierte mittwochs im Tulla- und freitags im Vierordtbad, bis ich den Rettungsschwimmerschein in der Tasche hatte. Damit war auch entschieden, wo ich künftig die Sommerferien verbringen würde: im Rheinstrandbad Rappenwört. Glücklicherweise bekam kein Badegast einen Herzinfarkt, während ich dort am Becken stand, die Wellenmaschine ein- und ausschalten durfte und mit DLRG-Kapuzenpulli und Trillerpfeife den Bademeister gab.

Abends, wenn das Bad sich leerte, zogen wir *DLRGler* uns zunächst in das DLRG-Häuschen am Rhein zurück. Später setzten wir mit einem immer löchrigeren Ruderboot über einen Rheinseitenarm zu unserem Zeltlager am Rheinufer über. Zwei oder drei Sommer habe ich dort draußen verbracht, mit Lagerfeuer, Gitarrengefang, Jugendliebeleien und zahllosen Schnakenstichen.

Ich war also ganz gut integriert. Und doch eckte ich bisweilen an, was an einem ganz merkwürdigen Umstand lag: Ich konnte einfach kein echtes Karlsruherisch sprechen. Meine

Mutter stammt aus Kehl, mein Vater aus Kassel. Zwar sprachen wir alle mit süddeutscher, badischer Färbung. Aber der spezifische Tonfall und das spezielle karlsruherische Vokabular waren bei uns nicht in Gebrauch. Wir benutzten Plastiktüten und keine Gummiguck oder wie immer das heißt. Auch aßen wir Kartoffeln und keine Grumbiere. Sich einem Dialekt oder der vorherrschenden Umgangssprache zu verweigern, kann heikel sein. Manche Altersgenossen fühlten sich von meiner Art zu sprechen provoziert. Einmal brachte mir ein amüsiertes Kichern über die Ausdruckweise eines Mitfußballers sogar eine dicke Backe ein. Manche hielten mich für hochnäsiger, was nicht der Fall war. Ich kam mir nicht als etwas Besseres vor. Aber anders fühlte ich mich schon. Meine Heimatsprache war mir einfach fremd.

Ein Gutes hatte mein Sitzenbleiben gehabt: Meine neue Klassenlehrerin, Frau Kuhn, bewies nicht nur ein Gespür für meinen schulischen Kummer, sondern sie hatte auch eine Lösung parat: ein Jahr ins Ausland. Sie steckte mir eine Broschüre des *American Field Service* zu. Ein Jahr in Amerika zur Schule gehen! Ich war sofort Feuer und Flamme, bewarb mich und tat etwas, was ich bisher noch nie getan hatte: Ich strengte mich in der Schule an, denn Voraussetzung für das Auslandsjahr war nicht nur beim AFS angenommen zu werden, sondern die Versetzung in die elfte Klasse.

Dieser Text soll von Karlsruhe handeln, deshalb kann ich das Jahr in den USA nur streifen. Aber ich frage mich oft, was aus mir geworden wäre, wenn ich diese Chance nicht bekommen hätte. Hätte ich überhaupt das Abitur geschafft? Hätte ich die Reife und das Selbstvertrauen gewonnen, um das Leben zu leben, in dem ich mich heute wiederfinde? Auf jeden Fall hätte es mehr schmerzhaftere Umwege gegeben. Vielleicht kann ich es auf eine einfache Formel bringen: Ich bin in Karlsruhe aufgewachsen, aber erwachsen geworden bin ich in den USA. Und das gleich zweimal. Einmal als Austauschschüler